[Eine katholische Kindheit]

Olga Knecht-Frei
Knecht-Transporte, in Windisch seit 1948

Viele, die später nach Brugg zogen und hier die Diaspora-Situation erlebten, stammten aus katholisch geprägten Gebieten. Ich bin 1930 in Oberehrendingen auf dem Bauernhof meiner Eltern zur Welt gekommen. Nur bei Komplikationen kannte man damals Spitalgeburten. In Oberehrendingen waren alle katholisch, bis auf eine einzige reformierte Familie. Fremde Kinder, fremde Familien kannten wir in Oberehrendingen nicht, alle waren Schweizer.

Beerdigungsfeiern während der Schulstunde

Der Glaube hatte einen grossen Stellenwert, wir verstanden uns als christliche Familie. Meine Mutter lernte uns das Beten, Schutzengelgebete und Tischgebete. Ab der ersten Klasse gab es selbstverständlich Religionsunterricht, eingebaut in den Stundenplan. Der Pfarrer kam zu uns in die Schule. Wir hatten keinen Vikar, Ehrendingen war zu klein. Der Pfarrer unterrichtete alle Kinder bis zum Schulaustritt und begleitete sie zur Erstkommunion. Sonntags nach der Morgenmesse besuchten wir zusätzlich die Christenlehre. So kam man erst zum Mittagessen nach Hause. Immer war der Pfarrer im Einsatz.
Unsere Unterstufenlehrerin amtete zugleich als Organistin und leitete den Kirchenchor. Wenn sie bei Beerdigungen spielte, musste ihre Schulklasse einfach in die Kirche mitkommen. Damals gab es die langen Gesänge wie «Dies irae». Wir dachten als Schüler, das höre nie mehr auf. Der Pfarrer und die Lehrerin verstanden sich gut.

Eine grosse katholische Gemeinschaft

Starb jemand, ob arm oder reich, gingen alle Dorfbewohner zur Beerdigung. Beim Eintreffen des Todes wurde «Endzeit» geläutet. Der Dorfweibel brachte die Nachricht in alle Haushalte, und mindestens eine Person aus jeder Familie wurde zur Wache geschickt. Das heisst, an zwei Abenden beteten wir in der Kirche um fünf oder sechs Uhr den Rosenkranz. Am dritten Tag fand die Beerdigung statt. Hinter vorgehaltener Hand sprach man über hochgestellte Personen aus Baden, die man kremiert habe. Das gab es in Ehrendingen nicht.

Am Sonntag liefen aus jedem Haus die Kinder auf die Strasse. Die Kinder gingen voraus zur Kirche, die Eltern kamen nach. Unterwegs wartete man auf die Freundin, da hiess es vielleicht: «Wart, ich komme, ich bin grad am Kämmen.» Man trug Sonntagskleider, Sonntagsschuhe, hatte geglättete Haarmaschen. Unter der Woche trug man eine Schürze, die musste sechs Tage lang sauber bleiben! Nur sonntags gab es die besonderen Kleider.

«Usechnüle» während des Gottesdienstes

Der Gottesdienst am Sonntag begann um neun Uhr. Die Kinder sassen in den vorderen Bänken und waren natürlich nicht still. Da gab es einen frommen, leicht behinderten Mann, der im Chor vorne sass und für Ordnung sorgte. Wenn einer der Buben zu laut wurde, packte er ihn an den Ohren und zog ihn aus der Kirchenbank hinaus, und der Bub musste vorne hinknien, «usechnüle», sodass alle es sahen. Es waren vor allem die Buben, die laut wurden oder zu viel mit den Heiligenbildchen handelten.

Die Heiligenbildchen erhielt man von einem Aushilfspater, der zur Osterzeit ins Dorf kam, um die Beichte abzunehmen. Da waren die Bänke voll, man musste anstehen. Zur Osterzeit, nach der Beichte, gingen alle zur Kommunion. Unter dem Jahr war es nicht so gebräuchlich, da blieben viele in den Bänken zurück, nicht so wie heute. Damals hiess es: Wer nicht gebeichtet hat, sollte nicht kommunizieren. Das wurde uns eingebläut. Ob jemand ging oder nicht, wurde nicht beachtet, der Kommunionsempfang war nicht so wichtig. Der lateinischen Messe folgte man, indem man im «Schott», dem Gebetsbuch, mitlas. Und im Kirchenchor sang man lateinische Gesänge. Zudem gab es während der Woche Jahrzeitfeiern zum Andenken an Verstorbene, auch da ging man hin.

Reiches Brauchtum: Maiandacht, Karwoche und Fronleichnam

Auf den Monat Mai freuten wir uns alle. Da fanden die Maiandachten statt. Jeden Sonntag kam das ganze Volk zusammen, alle waren in der Kirche. Es wurden Marienlieder gesungen, der Kirchenchor war dabei, es gab einen grossen «Maialtar» mit schönen Blumen, die Gottesmutter wurde geschmückt, die Lieder waren besonders, es war grossartig. Alle Kinder liebten die Maiandachten am Sonntagabend, die Feier für die Muttergottes. Heute gibt es das kaum noch, am ehesten noch in Leuggern in der Lourdesgrotte.

An Fronleichnam gab es eine richtig schöne Prozession zu vier Altären: Einer befand sich beim Schulhaus, zwei in Unterehrendingen, der letzte bei der Kirche. Die Frauen brachten Blumen, Pfingstrosen, Lilien und die Männer schnitten Buchen, junges Laub. Sie gestalteten den Bogen. Es war eine grosse Prozession, alle waren beteiligt. Voran marschierten die Musik, der Turnverein, der Kirchenchor. Die Erstkommunikantinnen in ihren weissen Kleidern und Blumenkränzen streuten Blumen, die Ministranten waren dabei, der Pfarrer trug die Monstranz, vier Männer trugen den Himmel. Alle liefen im Zug mit und beteten den Rosenkranz. Bei den Altären sprach der Pfarrer weitere Gebete

und teilte den Segen aus. Alle Leute liefen mit, es gab keine Zuschauer. Den Abschluss bildete die Messe in der Kirche.
Die Karwoche wurde ebenfalls besonders gefeiert. Die Glocken schwiegen, es ertönten stattdessen die «Raffelen» im Kirchenturm, eine Art hölzerne Rätsche. Meine Freundin erinnert sich, dass sie am Karfreitag schwarze Haarmaschen und schwarze Strümpfe anziehen musste.

Nicht viele Katholiken in Windisch mit eigenem Geschäft

Nach dem Krieg 1945 verliess ich Ehrendingen und kam bald nach der Heirat 1948 nach Windisch, denn die Mutter meines Mannes benötigte ihn im elterlichen Geschäft. Der Schwiegervater Johann Knecht stammte aus einer kinderreichen Familie von Döttingen. Da musste jeder schauen, wie er durchs Leben kam. Er war Förster gewesen und in Windisch begann er einen Fuhrbetrieb mit Ross und Wagen. Daneben betrieb er Holzhandel. Auf gut Glück probierte man, ein Auskommen zu finden.

[Alle Kinder liebten die Maiandachten am Sonntagabend, die Feier für die Muttergottes.]

Mit meinem Mann wohnte ich auf der Klosterzelg. Damals wurde kein Katholik in den Gemeinderat gewählt. Es wirkte ein sehr strenger reformierter Pfarrer. Er predigte, bei den Katholiken kaufe man nicht ein. Beim Einstellen von Arbeitern oder Handwerkern achteten wir hingegen nicht auf die Konfession. Im Gegenteil, meine beiden Schwägerinnen heirateten einen Reformierten. Wir kauften im Quartierladen, und die Reformierten waren froh um jede Kundschaft. Es gab nicht viele Katholiken mit einem eigenen Geschäft. Wir schauten, dass wir durchkamen. Bei den Ausfahrten stiegen sowohl Katholiken wie Reformierte ein; die reformierte Konkurrenz hiess Vögtlin-Meyer.
Der Kirchenbau in Windisch 1965 war ein Novum. Vorher mussten wir die Kirche in Brugg besuchen. Die Christenlehre für die Kinder fand in den 1950er-Jahren nach dem Gottesdienst im Pfarrhaus statt und wurde meistens von Frauen erteilt. So unterrichtete Margrit Fuchs für Gottes Lohn unsere Kinder. Sie arbeitete beim Bauernsekretariat, später für die Bischofskonferenz in Solothurn als Sekretärin.
Die besonderen katholischen Feste bildeten hier einen Werktag, an dem man arbeitete. Fronleichnam wurde leider gar nicht so gefeiert wie im Bezirk Baden. Die katholischen Kinder erhielten allerdings schulfrei. Sie besuchten am Morgen die Messe. Die Firma Knecht fuhr die Kinder auf den Bözberg, die Katechetinnen hatten Spiele vorbereitet. Mitte/Ende der 1960er-Jahre nahm der Kirchenbesuch bei den Jungen ab. Ich erinnere mich, wie einer meiner Söhne damals bemerkte: «Jetzt gehe ich dann sonntags auch nicht mehr in die Kirche, man trifft ja niemanden mehr.»

3000 Tombolapreise für die Windischer Kirche

Der Bau der Windischer Kirche führte zu Diskussionen um den Standort. Zuerst wollte man die Kirche in Unterwindisch bauen. Der jetzige Standort an der Hauserstrasse war für damalige Verhältnisse «ab der Welt», am Rande von Windisch. Der Bau der Kirche führte zu einem Fest mit einem Basar. Eine eigene Kirche mit einem eigenen Pfarrer, den man schon vorher kannte, das war eine Freude. Ich hatte als Geschäfts- und Familienfrau keine Zeit, in den Vereinen mitzumachen. Doch für den grossen Kirchenbasar wurde ich um Mithilfe ange-

Pilgerfahrt nach Lourdes Mitte der 1980er-Jahre: Reiseleiterin Olga Knecht besuchte in all den Jahren rund hundertmal den Wallfahrtsort.

fragt. Damals konnte ich als eine der wenigen Frauen Auto fahren, und so half ich mit bei der Tombola. Für 3000 Nummern galt es, Preise zu erbitten und abzuholen. Es durfte kaum etwas kosten. Schreiner zimmerten Truhen, wir schrieben alle unsere Lieferanten an. Vom Nähmaschinen-Stutz, einem Windischer Reformierten, erhielten wir viele Biskuitrollen aus der Fabrikation seines Bruders. Von unseren Blumenlieferanten erhielten wir Gaben. Viele Reformierte spendeten uns. So kamen 3000 Preise zusammen. Damals lernte ich viele neue Leute kennen. Das ganze Volk half beim Basar 1960 mit, samt den Reformierten. Die Einweihung fünf Jahre später war ein grosses Fest, die Schüler zogen die Glocken auf. Wir waren damals glücklich über die eigene Kirche. Und heute – ist sie fast leer.

35 Jahre lang mit Pilgergruppen gereist

Während 35 Jahren führte ich Pilgergruppen neben den fünf Kindern und dem Geschäft. Bis 1970 führte meine Schwägerin Anna Knecht die Pilgergruppen. Nach dem Tod ihres Mannes übernahm ich diese Sparte unseres Geschäfts. Man muss sich vorstellen, um 1970 waren sich die Leute das Reisen ins Ausland nicht gewohnt. Es gab keine Autobahnen, man war zehn bis zwölf Tage lang unterwegs. Viele Pilger waren Bauersleute, deren Sohn den Hof hütete, oder sonst religiöse, ältere Leute. Die Jungen hatten dafür nicht das Geld. Damals war das Ferienmachen nicht üblich. Doch für eine Pilgerreise nach Lourdes hatten die Bekannten Verständnis. Aber wenn jemand für vierzehn Tage irgendwohin reiste, dachten sich die Leute schon: «Ha, die gend höch a.» Die Sprache, die Umgangsformen, sich selbst zurechtzufinden in Lourdes, das war schwierig. Sie brauchten eine Betreuung, eine Reisebegleitung. Immer begleitete uns ein Pfarrer.

Unterstützung für Margrit Fuchs

Wir hatten lange regen Kontakt zu Margrit Fuchs. Sie sah die grosse Armut in Ruanda als Sekretärin des Bischofs. Klosterfrauen aus Belgien eröffneten ein Heim in Ruanda für körperlich behinderte Kinder. Es gab kein Wasser, dieses musste von weit hergetragen werden. Es hätte allerdings nur einer Leitung bedurft. Als Margrit Fuchs auf Urlaub war, schilderte sie uns diese Verhältnisse. Unsere Buben und mein Mann meinten, dass wir hier so viel Kirchensteuern einziehen, und für alles werde gesammelt. Wir sollten Margrit Fuchs, eine von hier, unterstützen. Unsere Buben wirkten als Leiter in der Jungwacht und brachten die Anregung ein. Zuerst war man von dieser Sammelidee nicht so begeistert. Doch dann unterstützte die Pfarrei Windisch sie regelmässig.

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger